

Querdenker und Provokateur im Naturschutz Udo Weilacher im Gespräch mit Josef Reichholf, Dezember 2014

Udo Weilacher ist Professor für Landschaftsarchitektur.

Josef Reichholf ist Zoologe, Evolutionsbiologe und Ökologe. Er ist Autor und Wissenschaftler an der Zoologischen Staatssammlung und lehrte Naturschutz an der TUM.

Udo Weilacher: *Lieber Professor Reichholf, Sie betonten kürzlich in einem Vortrag, dass Sie durch die Zusammenarbeit mit Architekten und Landschaftsarchitekten an der TU München geprägt wurden. Ist das tatsächlich so?*

Josef Reichholf: Ja, sicher. Als Zoologe musste ich Nicht-Zoologen an der TU München die Grundlagen meines Fachs vermitteln, um ihnen die fundierte Bewertung von planerischen Eingriffen in die Landschaft zu ermöglichen. Im Unterschied zu Landschaftsarchitekten und -planern suchen rein zoologisch-ökologisch oder botanisch-ökologisch arbeitende Experten bevorzugt ideale, ungestörte Lebensräume auf, und lamentieren gerne darüber, dass es diese oder jene Artgemeinschaft ja so schön hätte, gäbe es keine planerischen Eingriffe. Der Eingriff wird also grundsätzlich als etwas Schlechtes betrachtet, den es laut Gesetz auszugleichen gilt. Ob der Zustand vor dem Eingriff tatsächlich der beste ist, oder ob ein Eingriff womöglich zu einem besseren Ergebnis führen könnte, wird nicht diskutiert.

Durch die Arbeit mit den Studierenden musste ich erkennen, dass wir mit viel zu idealisierten Vorstellungen davon leben, wie Natur sein soll und wie wir sie gerne haben möchten – nämlich möglichst ungestört. Diesen Idealzustand können wir aber nicht einmal im eigenen Garten aufrecht erhalten, weil sich Schnecken und Co. für unsere Vorstellung vom kleinen Paradies nicht interessieren. Daher war ich gezwungen, die ökologischen Grundlagen kritisch zu überdenken und musste den Studierenden vermitteln, dass es Bewertungsmaßstäbe gibt, die nicht rein zoologisch, botanisch, oder naturschützerisch ausgerichtet sind, sondern auch andere Ansprüche zu berücksichtigen haben. Das war anfangs eine harte Schule für mich.

Ich begriff plötzlich, dass das, was Amseln und Spatzen von den städtischen Parkbäumen und Dächern singen, mehr ist, als die Begleitmusik zum Lärm der Großstadt. Die Fülle des städtischen Lebens kann durchaus konkurrieren mit der Fülle des Lebens in der Pseudowildnis der Naturschutzgebiete, in denen ich mich bis dahin zu bewegen pflegte. Das meine ich mit Prägung. Ich begriff, dass das vom Menschen Geschaffene nicht automatisch schlecht sein muss. Wenn man offenen Auges die Städte, Forste und Agrarlandschaften erkundet, stellt man fest, dass unsere wunderschönen Vorstellungen von ökologischen Nischen für Tiere und Pflanzen doch sehr konservativ sind und an der Wirklichkeit unter Umständen scheitern.

Ist ihre Haltung innerhalb ihrer Profession mittlerweile die Regel oder immer noch eine Ausnahme?

Die Regel sicher nicht, aber auch keine große Ausnahme mehr, denn heutzutage ist interdisziplinäre Zusammenarbeit wesentlich selbstverständlicher. Die vom Menschen veränderten Lebensräume sind für Ökologie und Naturschutz aktuell von größerem Interesse als noch zu Beginn meiner Forschungsarbeit. Stadtökologie gab es damals noch nicht, ist gegenwärtig aber selbstverständlich ein eigener Forschungsbereich. Deshalb teilen viele Fachleute heute meine Sichtweise, aber sie sind noch immer in der Minderheit, vor allem in der öffentlichen Wahrnehmung. Die Haltung der Mehrheit in den Naturschutzverbänden und -behörden ist nach wie vor geprägt von alten Vorstellungen. Da kämpft man gegen die Veränderer, gegen liebgegewonnene Feinde wie die Industrie, den Straßen- oder Städtebau, und fordert zum Beispiel – für mich völlig unfassbar – die Nachverdichtung der Großstädte. Die böse Stadt soll nicht in das gute Land hinauswachsen,



aber das gute Land besteht aus Mais- und Rapsfeldern. Jeder Vogel, jedes Insekt, sogar jeder Wurm würde sagen: „Die spinnen!“ Die Lebensverhältnisse in der Stadt sind mittlerweile wesentlich besser als auf dem Land, werden aber aus ideologischen Gründen prinzipiell viel schlechter eingestuft.

Da flackert wieder jenes streitbare Engagement auf, das wir als Studenten an Ihnen immer sehr schätzten. Besonders scharf prangerten Sie Ende der 90er-Jahre die Fehlentwicklungen im institutionellen Naturschutz an. Haben sich seither die Dinge wesentlich verändert, womöglich sogar verbessert?

Im sogenannten „vor Ort Naturschutz“ hat sich vieles gebessert, und die regionalen und lokalen Naturschutzverbände und -behörden kooperieren heute besser miteinander. Wenn ich aber die geltenden Gesetze betrachte, bin ich nach wie vor sehr kritisch. Noch immer braucht man zum Beispiel eine naturschutzrechtliche Ausnahmegenehmigung, um die Mauserfeder einer Amsel sammeln zu dürfen, weil es sich bei dem Singvogel um eine geschützte Art handelt. Dieser und ähnlicher Schwachsinn ist noch nicht vom Tisch. Insofern gilt meine damalige

Kritik heute sogar noch in verschärfter Form. Vorrangig sind die naturschutzrechtlichen Bestimmungen dafür verantwortlich, dass Kinder und Jugendliche von der Natur fern gehalten werden, ohne dass ein entsprechender Erfolg dieser Regelungen nachweisbar wäre. Meine Hauptkritik gilt deswegen den großen Naturschutzverbänden, denn die könnten mit ihrem politischen Einfluss ohne weiteres erreichen, dass unsinnige gesetzliche Bestimmungen gestrichen werden. Ich befürworte jede Naturschutzmaßnahme, die zielführend und nachweislich sinnvoll ist, aber ich bin gegen die sinnlosen Einschränkungen des Kontaktes zur Natur.

Welches wären aus ihrer Sicht die drei wichtigsten Änderungen, die im Naturschutz umgehend in Angriff genommen werden sollten?

Als erstes wären die Artenschutzbestimmungen zu ändern. Es sollten nur solche Maßnahmen im Gesetz verankert sein, die tatsächlich zielführend sind. Die pauschale Unterschutzstellung von Tausenden von Arten, bei denen Naturfreunde Ausnahmegenehmigungen brauchen, um sich näher damit befassen zu können, muss raus. Viele Artenschutzbestimmungen sind untragbar, weil sie nur die Natur-

freunde treffen und nicht die eigentlichen Verursacher des Artenschwunds.

Die zweite notwendige Änderung betrifft die Erteilung von Ausnahme genehmigungen. Wenn Land- und Forstwirtschaft aus wirtschaftlichen Gründen frei gestellt sind, ist das nachvollziehbar. Dass aber Jagd und Angelfischerei als Freizeitvergnügen ebenfalls pauschal befreit sind, ist falsch. Anerkannte Naturschutzverbände sollten das gleiche „Recht“ haben und mehr Kontrolle in Schutzgebiete bringen.

Drittens sollte man anerkennen, dass nicht jeder Eingriff per se negativ ist. Diese Einsicht würde die unselige Konfrontation zwischen Naturschutz und Öffentlichkeit entschärfen. Derzeit wird der Artenschutz vielfach instrumentalisiert, um Baumaßnahmen zu verhindern. Natürlich darf jeder, der sich betroffen fühlt, gegen den Bau einer neuen Start- und Landebahn protestieren, aber bitte nicht mit fadenscheinigen Naturschutzargumenten. Den Ausbau des Münchner Flughafens als negativen Eingriff in die Natur darzustellen, ist glatter Betrug. Aus Beobachtungen an den Flughäfen Köln-Bonn oder Hamburg-Fuhlsbüttel weiß man längst, dass Flughafenareale sehr artenreich sind. Zudem war schon

vor 35 Jahren klar, dass das damals noch vorwiegend von Kraut- und Rübennäckern geprägte Erdinger Moos längst nicht mehr die hohe ökologische Wertigkeit hatte, die ihm zugeschrieben wurde. Heute kommen auf dem Flughafengelände mehr Feldlerchen vor als auf vergleichbaren Flächen in ganz Bayern. Es brüten Kiebitze und Brachvögel dort. Gemessen am Vorkommen von Rote-Liste-Arten, müssten solche Flächen als Naturschutzgebiete, als FFH Gebiete ausgewiesen werden. Vorgeschobene Naturschutzargumente zum Schutz privater Interessen erzeugen Unmut in der Öffentlichkeit und desavouieren den Naturschutz und die entsprechenden Verbände.

Einen völlig neuen „Naturschutz 3.0“ braucht es also gar nicht, sondern nur die Intensivierung und konsequente Verfolgung schon bestehender Ziele?

Das ist genau meine Meinung. Wir haben sehr gute Ansätze im Naturschutz, im Gesetz wie auch in den von Naturschützern vertretenen Haltungen. Nur dürfen die Menschen nicht weiterhin von der Natur so sehr getrennt werden. In den Städten erweist sich, dass eine vielfältige Tierwelt durchaus kompatibel ist mit der Menschenwelt. Unser

Naturschutz setzt aber auf eine möglichst starke Trennung des „bösen Menschen“ von der „guten Natur“.

Sie plädieren gerne für mehr Emotionalität im Naturschutz, aber in der Wissenschaft stehen aktuell eher Rationalität und ökonomisches Denken hoch im Kurs. Wie geht man mit diesem augenscheinlichen Widerspruch um?

Das ist gar nicht so schwierig. Der Mensch ist stark von seinen Emotionen beeinflusst und muss sich dessen auch bewusst sein. Ich bin sicher, dass jeder, der von seinem Tun überzeugt ist, dieses auch mit ziemlich viel Emotionalität vertritt. Wer nicht bereit ist, seine Sache mit Engagement, mit Emotion, vorzutragen, wird – sofern er nicht wirklich die perfekte Lösung hat – letztlich scheitern.

Studierende quälen sich häufig mit der Frage „Wie viel Emotionalität darf ich mir erlauben? Wie viel Rationalität muss ich wahren, und wie vermeide ich, dass ich im Überschwang der Emotionen die sachlichen Argumente aus den Augen verliere?“

Diese Frage ist sicherlich nicht pauschal zu beantworten, denn die Menschen sind verschieden. Auch das Diskussions-

thema und die Beteiligten spielen dabei eine Rolle. Man kann mit Laien nicht auf akademischem Niveau diskutieren und man sollte bei akademischen Diskussionen den Wirtshausstil selbstverständlich vermeiden. Wenn es aber gelingt, die Sprache der anderen zu finden, wird man besser Zugang gewinnen. Deswegen ist den Studierenden zu raten, vor allem in ihren schriftlichen Abhandlungen nicht allzu sachlich, trocken und juristisch zu argumentieren, sondern auch zu zeigen, dass man persönlich hinter dem steht, was man vertritt. Ich habe meinen Diplomanden immer geraten: „Schreibt bitte so, dass ein Dorfbürgermeister Euch versteht. Er muss überzeugt sein von der Fragestellung, und er muss Eurer Argumentation folgen können. Wenn das gelingt, habt Ihr eine gute Arbeit gemacht.“

Emotionalität bedeutet also, die richtige Sprache zu finden und eine gewisse Empathie zu entwickeln. Die Richtigkeit dieser Leitlinie wird offenbar auch durch Ihren publizistischen Erfolg bestätigt. Die Liste Ihrer Fachpublikationen ist von eindrucksvoller Länge, und was noch viel entscheidender ist: Ihre Bücher werden gelesen! Welche weiteren Tipps haben Sie für Studentinnen und Studenten, die selbst gerne einmal erfolgreich publizieren möchten?



Studierende sollten versuchen, so früh wie möglich ihre Arbeiten und Anliegen in die Medien zu bringen. Mit dem Zwang, die eigene Auffassung so darstellen zu müssen, dass andere diese gerne lesen, ist ein wichtiger Lernprozess verbunden. Ich glaube, wenn man das mal einigermaßen beherrscht, hat man das Schwierigste im eigenen Beruf gemeistert. Ein Arzt, der mit seinen Patienten nicht kommunizieren kann oder will, wird als schlechter Arzt eingestuft werden, auch wenn er fachlich noch so hervorragend sein mag. Man sollte deshalb als Mensch wahrgenommen werden, der ein Wirkungsumfeld hat. Das gilt gerade für Landschaftsarchitekten, Landschafts- oder Stadtplaner, denn die

langfristigen Folgen ihres Wirkens sind enorm. Deshalb ist es wichtig, die richtige Ausdrucksweise für die Öffentlichkeit zu finden. Alles, was in die breitere Öffentlichkeit überzeugend hineingetragen wird, hat bessere Aussichten, angenommen und wirksam zu werden.

Wo haben Sie mit Ihrer Arbeit die größte Wirksamkeit erzielt?

In drei Bereichen. So werde ich immer wieder einmal nach öffentlichen Vorträgen von jemandem angesprochen, der meine Vorlesungen in seiner Studienzeit hörte und jetzt beruflich erfolgreich ist. So etwas zeigt, dass man nachwirkt. Deswegen halte ich das Engagement in der Lehre für ganz besonders wichtig. Wissenschaftler, die nicht in der Lehre tätig sind, entfalten, sofern sie nicht wirklich ganz herausragende Entdeckungen machen, weit weniger Wirkung.

Das zweite, was ich mir als Buchautor besonders anrechne, ist das Hineinwirken in Kreise, die diesen Themen üblicherweise fern stehen. Zu erfahren, dass meine Bücher und Veröffentlichungen auch in kulturellen Kreisen geschätzt werden, beweist die Breitenwirkung. Wenn ich von einer Goethe-Gesellschaft als Biologe und Naturschützer eingeladen werde, um über die Romantik und ihre Nachwirkungen in unserer Zeit vorzutragen, dann kann das nur bedeuten, dass mein Wirken auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Die Öffentlichkeit ist durchaus interessiert an unseren Themen, wenn sie ansprechend serviert werden.

Der dritte und vielleicht wichtigste Bereich betrifft Kinder und Jugendliche. Meine Enkelkinder gingen in einen Waldkindergarten, und es war wirklich toll zu sehen, was sie da lernten und mit welcher Begeisterung sie das aufgriffen, was ich ihnen in kindgerechten Veröffentlichungen mit-

geben konnte. Diesbezüglich müssen wir viel mehr erreichen. Dass Kinder und Jugendliche Kontakt mit der Natur bekommen, ist weit wichtiger für ihr eigenes Werden, als nur für den Naturschutz – auch wenn es dafür letztlich ebenso unabdingbar ist. Könnten wir in diesen drei Bereichen mehr erreichen würde sich vieles im Umgang mit Natur und Mitmenschen verbessern.

„Ist der Zoologe Josef Reichholf genial? Oder einfach ein Provokateur?“ Diese rhetorische Frage stellte die Journalistin Judith Rauch an den Beginn ihres schönen Artikels „Der Tausendsassa“ in „Bild der Wissenschaft“ 2002 über Sie. Wie lautet Ihre Antwort heute auf diese Frage? Kommt man im heutigen Naturschutz noch ohne Provokation aus?

Provokation halte ich überall da für notwendig, wo grundsätzliche Änderungen nötig wären. Ähnlich verhält es sich mit der Bezeichnung „Querdenker“. Querdenken bedeutet, dass man bereit ist, Verknüpfungen zu anderen Bereichen herzustellen. Schmalspurdenken führt in die Röhre, und an deren Ende mag zwar ein Lichtpunkt auftauchen, aber wie bedeutsam dieser ist, das ist eine andere Frage. Querverknüpfung macht die eigenen Grenzen deutlicher und neue Wirkungsmöglichkeiten eröffnen sich. Deswegen ist beides sehr wichtig. Natürlich wird man als Querdenker mit Kritik konfrontiert, doch diese zwingt einen dazu, die eigene Position immer wieder selbstkritisch zu hinterfragen. Nur daraus erwachsen Stabilität und Sicherheit.

Wenn ich etwa in der gegenwärtigen Diskussion um den Klimawandel angegriffen werde, dann verstehe ich das zwar, weil es sehr viele gibt, die in finanzieller und politischer Hinsicht vom Klimawandel so stark profitieren, dass

es ihn einfach geben muss. Wenn aber im wissenschaftlichen Bereich jede Veränderung in der Natur automatisch dem Klimawandel zugeschrieben wird, auch an unserer Universität geschieht das, dann ist das wissenschaftlich unseriös. Das bedeutet, man hat darauf verzichtet, die wirklichen Ursachen zu erforschen, weil es so probat ist, alles dem Klimawandel zuzuschreiben. Als Kritiker angegriffen zu werden, wirkt auch zurück und zwingt die Angreifer dazu, ihre eigenen Positionen zu hinterfragen. Können sie wirklich nachweisen, dass diese oder jene Entwicklung auf relativ geringe Temperaturänderungen zurückzuführen ist? Oder sind vielleicht ganz andere Vorgänge in der Natur, etwa bedingt durch die Entwicklungen in der Landwirtschaft oder im Naturschutz, für bestimmte Veränderungen verantwortlich? Insofern verstehe ich Kritik als notwendige Provokation, die weiter bringt.

Dass mich Judith Rauch einen Tausendsassa nennt, ist ein nettes Kompliment und wohl der Tatsache geschuldet, dass ich an der Vielfalt in der Natur interessiert bin. Das heißt ja nicht, dass man in allen Belangen unbedingt kompetent sein muss. Aber wenn es um freilebende Tiere und Pflanzen geht, ist es heutzutage leicht, kompetent zu sein, weil die Kompetenz an den Universitäten aufgrund der extremen Spezialisierung immer geringer wird. Ich würde mir viel mehr „Konkurrenz“ wünschen, also Gleichgesinnte und für die freie Natur Kompetentere im akademischen Bereich, als das gegenwärtig der Fall ist.

Nach diesem Gespräch ist mir wieder einmal sehr klar geworden, warum wir Ihre Vorlesungen damals so gerne gehört haben. Die anregende Mischung aus Querdenken und Provokation war es, die uns viel gegeben hat. Herzlichen Dank!

